

In die leichte Dünung des Traums

Kino frühmorgens, Kino spätabends: Ein Tag beim Filmfestival in Cannes.

Die Schüssel ist randvoll gefüllt, und jetzt schwappt sie über. Es ist zwei Uhr fünfzehn in der Nacht, und die Freaks sind absolut high, sie haben im gigantischen Rund des Grand Auditorium Lumière die letzte Rakete ihres kollektiven Trips gezündet. Der Dope heisst «The Blue Iguana» und John Lafia der Autor-Regisseur. Er ist schätzungsweise 28 und könnte 15 sein, so genau trifft er den Geschmack der Kids mit superaffengeiler Action, überzogener Darstellung, grellen Dekorationen und Kostümen, ätzendem Unsinn, labernden Sprechblasendialogen. Ein Privatdetektiv, der eine schwerbewachte internationale Geldwaschanlage im lateinamerikanischen Dschungel aushebt, ein Krimi, ein Western, ein Abenteuerfilm, ein Comic strip, und es knallt und rauscht und fetzt durch alle Genres und vermutlich drei Dutzend Filme der dreissiger, vierziger, fünfziger Jahre, durch viele Moden und Stile mit sechzehn riesigen Musiknummern und so atemlos und laut, dass ich vorübergehend eingeschlafen bin.

Angefangen hat der Tag ebenfalls in Lateinamerika und auf derselben Leinwand. Um halb neun beginnen zweieinhalb Stunden «El Dorado». Gleich vorne, bei den Titeln, und auch im Programmheft steht, dass das ein Film von Carlos Saura ist. Nach einer halben Stunde wünscht man sich, dass es ein Film von Werner Herzog wäre und «Aguirre der Zorn Gottes» hiesse. Denn es ist praktisch dieselbe Geschichte von der Insurrektion des Lope Aguirre bei der Expedition von 1560/61 von Peru aus und auf dem Amazonas auf der Suche nach dem sagenhaften Goldland, aber etwa 20 Millionen Dollar teurer. Was einem dauernd gezeigt wird, bis man das Geld nicht mehr zählen mag.

Eine halbe Stunde und den ersten Crème des Tages später gleich nebenan, Salle Debussy. Ein reiches amerikanisches Mädchen, eines der

reichsten überhaupt, wird von Terroristen entführt, 57 Tage lang in einem abgedunkelten Wandschrank gefangen gehalten und dann in die Symbionetische Befreiungsarmee aufgenommen. Sie nimmt an Überfällen und Bankraub teil, wird irgendwann verhaftet, vor ein Gericht gestellt, verurteilt, wieder vor ein Gericht gestellt, wieder verurteilt, sitzt im Gefängnis und wird von Präsident Jimmy Carter begnadigt. Das ist die Geschichte der Patricia Campbell Hearst, die 19 war, als die Geschichte anfang. Paul Schrader, bange ist er nie gewesen, hat sie unter dem Titel «Patty Hearst» verfilmt und sich nicht entscheiden können, ob er die Figuren neben Patty Hearst ernst nehmen oder lächerlich machen soll. Alles Politische ist ihm nur Anlass, einen leicht calvinistisch auswattierten, im Prinzip politikfeindlichen Psychokrimi vorzulegen, dem als Kino jede Kraft fehlt, weil der banalen Geschichte nichts an Fantasie hinzugefügt werden kann. Das Bild der Realität, Patty Hearst live in Cannes, hierhergekommen, um den Film durch ihre Person zu beglaubigen, das Bild der Hearst selbst auf der Pressekonferenz, und neben ihr zwei Herren mit dunklen Brillen,

hat mehr von jener Kraft gegen die Vergesslichkeit, die Schraders Film so tödlich mangelt.

Wieder in der «Debussy» am Nachmittag: das reine Glück einer frivol-ironischen, marivauxhaften Komödie von Jean-François Amiguet, «La Méridienne», und zweimal Glück am Abend im Palais Croisette, dem alten Festivalbau, mit der «Tochter des Nil» von Hou Hsiao-Hsien aus Taiwan und «Soursweet» (Süsssauer) von Mike Newell aus England. «La Méridienne» läuft im Spezialprogramm «Un certain regard», die beiden anderen Filme gehören zur Auswahl der «Quinzaine des réalisateurs». Als seien Filme und Zuschauer unbelastet von der Wichtigkeit der Konkurrenz um die Goldene Palme, schweben die Gestalten, Bilder und Geschichten durchs Kino, versetzen dich in die leichte Dünung des Traums.

Um Träume nämlich geht es da oben auf der Leinwand, um den der leichten oder leichtsinnigen oder gerade noch erträglich schmerzhaften Liebe während eines Sommers, um eine Gangsterballade in Taipeh, um das kleine schwere Glück einer kleinen Familie kleiner Leute aus Hongkong in London. Aber es sind nicht die Geschichten allein, die hier wie da das Kino machen. Es sind die glücklichen Momente der Bilder, einer vertrockneten Rose im sommerlichen Garten der «Méridienne», einer Fahrt ans Meer oder durch die bunte Glitzerwelt des Vergnügungsviertels von Taipeh und des Augenblicks, wenn der winzige Man Kee, von seiner Mutter losgeschickt, zum ersten Mal tapfer allein auf seinen kurzen Beinen in die fremde britische Schule stapft, und mit der Kamera knien wir nieder und schauen wir ihm nach. Den Bildern nachzusehen, bis in den kurzen, schweren Schlaf hinein, heisst alles andere als das Nachsehen zu haben.

Peter W. Jansen

«La Méridienne» in Cannes

Der Film «La Méridienne» des Westschweizers Jean-François Amiguet ist am Wochenende in Cannes gezeigt worden. «La Méridienne» erzählt die Geschichte des Kino-Operators François, der eines Tages beschliesst, sich innert Monatsfrist zu verheiraten, aber erst einmal eine Frau finden muss. Der Film, mit viel Applaus bedacht, wurde in diesem Jahr als einzige Schweizer Produktion für die offizielle Selektion in Cannes ausgewählt.

sda